

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

239 (30.8.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Menschen vom Dorf

Von Hans Wörner.

Der Bauer

Er hat den Hof von seinem Vater geerbt und nie in seinem Leben an einer anderen Stelle gearbeitet. Wäre nicht der Krieg gekommen, er würde außer dem Hof nur die nahe Garnison kennen, in der er diente, und die Gegenden, in die ihn die Mäuler führten.

Er zog als junger Mann ins Feld, kämpfte die ganzen vier Kriegsjahre an der Westfront. Er war zweimal verwundet, aber er erzählt selten vom Kriege. Der Krieg ist für ihn ein Erlebnis, das als heiler Berg in der ebenen Ebene seines Lebens liegt. Er wird ihn nie vergessen, aber er hat ihn nicht grundlegend gewandelt, nur härter und reifer gemacht.

Nach dem Feldzug starb sein Vater, sein einziger Bruder war gefallen, seine Schwester an einen Bauern verheiratet. Er selbst heiratete und ist seitdem eben der Bauer vom Hofenhof. Seine Acker sind nicht eben groß. Er hat fünfzehn Kühe und zwei Gänse. Das Brotgetreide, das er erntet, reicht in mittleren Jahren gerade für seinen eigenen Bedarf, in guten Jahren kann er einen kleinen Teil davon verkaufen. Seine laufende Vereinnahme ist die Milch, die er jeden Morgen an die Bahn fährt. Aber diese Vereinnahme deckt auch nur die Wirtschaftskosten des Hofes. Darum macht er, wenn es möglich ist, die Ausbesserungen an seinen Wagen, Pflügen und Geschirren selbst. Er hat eine kleine Feldschmiede, die ihm das ermöglicht. Anschaffungen beschreitet er aus Viehverkäufen. Die dadurch entstehenden Lücken im Stall füllt er durch eigene Aufzucht.

Das Vieh, der Hof, der Garten und das Rechnen sind Sache seiner Frau. Ihm selbst ist die Arbeit auf dem Felde. Sein Sohn, ein zwölfjähriger Junge, zieht nach der Schule mit ihm los, um leichtere Arbeiten zu machen, Grasfahnen, Heuwenden, Kartoffelknäufeln, Eggen.

Das Jahr über schafft der Bauer seine Arbeit allein. Bei der Frühjahrspflanzung freilich kommt es ihm hart genug an. Dann spannt seine Frau bisweilen zwei Kühe vor einen zweiten Pflug. Bei der Ernte hilft ihm dann die Dorfgemeinschaft. Er dient einer Reihe von anderen Nachbarn, dafür hat er dann bei der eigenen Ernte unentgeltliche Hilfskräfte. Den Winter, in dem es wirklich nicht viel zu tun gibt, benutzt er zu häuslichen Arbeiten. So hat er im vergangenen Winter selbst die Steine gebrochen, mit denen er im frühesten Frühjahr den Hof neu pflasterte.

Wenn man mit ihm spricht, zeigt es sich, daß er im Grunde ein glücklicher und zufriedener Mann ist. Eine Weile hat er den Gedanken ge-

habt, seinen Sohn auf eine höhere Schule in die Stadt zu schicken. Aber er hat dann, wie er mir sagte, „an Hitler gedacht“ und beschloffen, den Jungen Bauer bleiben zu lassen.

Der Handwerker

Er ist noch jung, kaum fünfundsiebzig Jahre alt und seit zwei Jahren verheiratet. Das erste Kind seiner Ehe ist erst auf dem Wege. Er arbeitet als Zimmermann, so kommt es, daß die Wiege, die er dem Kinde baute, etwas ins Schwere geriet.

Er war der zweite Sohn eines Bauern, der im ganzen zwei Jungen und drei Mädchen hatte. Der Älteste hat den Hof. Die jüngste Schwester lebt noch bei ihm, sie ist erst sechzehn Jahre alt. Eine der Schwestern ist Großmutter in einem nahen Gut und mit einem Verwalter verlobt. Die älteste Schwester hat den Schmied des Dorfes geheiratet. Sie macht kleinere Schmiedearbeiten oft selbst, wenn ihr Mann auf dem Felde schafft.

Der Zimmerer seinerseits hat ein paar Kletter von seinem Vater bekommen. Drei davon verkaufte er an den Schmied und mit dem Geld baute er ein kleines Haus. Die Zimmerarbeiten führte er selbst aus, die Steine hat sein Bruder gefahren. Gemauert hat ein guter Freund von ihm, dem er dafür eine gründliche Ausbesserung seines alten Hauses nur für die Kosten des Holzes gemacht hat. So ist das Haus sehr billig geworden, wenn man nur die baren Kosten bedenkt.

Sein Handwerk gibt ihm keineswegs das ganze Jahr über Beschäftigung. Bei der Frühjahrspflanzung und bei der Ernte arbeitet er bei seinem Bruder und bei seinem Schwager mit. Dafür besorgen die seine wenigen Acker und mähen ihm jedes Jahr zwei Schweine.

Er hat feinerlei Maschinen. Den Winter über baut er das Holz zu, im Sommer, vor und nach der Ernte baut er Scheunen, bessert alte Schuppen aus, findet auch mal seine Arbeit bei einem größeren Neubau in den Nachbardörfern. Sein Bargeld braucht er größtenteils, um Holz zu kaufen. Zurzeit spart er daran, einen schlagreifen Wald zu erwerben, ein nicht zu großes Stück, aus dem er für ein paar Jahre selbst sein Holz schlagen kann. Sein Bruder würde es abfahren, der Schwager beim Fällen helfen.

Bei einer Unterhaltung mit ihm sah ich, daß er mehr an Probleme wie Mechanisierung und Serienarbeit denkt als sonst einer auf dem Dorf. Er weiß, daß er im Nachteil ist, wenn er sein Holz mit der Hand zurechtet, aber er hat sich überwunden, diese Arbeit nicht zu rechnen.

Er sagt, von dieser Art Rechnung würde man unzufrieden. Und je größer man es treibe, umso größere Sorgen habe man. Übrigens endet fast jedes Gespräch mit ihm bei dem Kinde, das er haben wird und auf das er sich sehr freut.

Der alte Lehrer

Er kam als ganz junger Lehrer, frisch vom Seminar, in das Dorf und heiratete die Tochter seines Vorgängers. Seine Frau hat auf diese Weise nie in einem anderen Hause gewohnt, als in ihrem Elternhause. Zwei Söhne sind wieder Lehrer, der Älteste in Ostpreußen, der Jüngste hatte seine erste Stellung in Berlin, hat sich aber dann auf das Nachbardorf verlegen lassen.

Das Amt brachte es mit sich, daß er mit der ganzen Dorfgemeinschaft verwachsen ist, und seine besten Freunde sind die erwachsenen Menschen, die als Kinder einmal bei ihm in der Schule waren. Wenn er gut gelaunt ist, erzählt er bisweilen, wie er das Zähneputzen ins Dorf gebracht habe. Er selbst hat die Zahnbürsten damals aus der Stadt bezogen, und nur bei ihm konnte man die Dinger kaufen, sonst hatte sie feiner im Dorf feil zu halten. Heute kauft man sie in jedem der kleinen Läden.

Das mit den Zahnbürsten bedeutet nur eine Episode. Aber der Lehrer ist in vielen Fällen der Ratgeber der Leute gewesen. Sie sind nicht etwa zu ihm gekommen und haben um seine Meinung gebeten. Er hat nur gelegentlich mit ihnen gesprochen, sie erzählten dann, und er gab geprüfungsweise seine Ansicht dazu. Er gilt heute noch als der verständige Mann, der das Leben kennt und auf den man hören kann.

Sein ganzes Leben ist auf diese Art ruhig und sehr wirtschaftlich verlaufen.

Seitdem er zur Ruhe gesetzt wurde, widmet er sich ausschließlich seinen Bienen. Er ist alljährlich der Heide und der Aue besuch, um ihren Stand und den richtigen Tag zum Ausbringen der Körbe abzusprechen. Dann begegnet man ihm irgendwo auf der Heide, wie er mit seinem breiten Hut und einem dicken Stock langsam einhergeht und oft anhält, um die Anflüge einer Biene zu zählen, ehe sie mit voller Frucht heimfliegt.

Der Landwirt

Er stammt aus einer sehr kinderreichen Familie, und seine Eltern konnten ihm keine Existenz ermöglichen. Er lernte das Schmiedehandwerk und arbeitete ein paar Jahre in der Stadt. Dort hat er auch seine Frau. Aber sie stammt von Bauern ab. Ihre Mutter kam als Dienstmagd in die Stadt und heiratete dort einen kleinen Kaufmann.

Kurz nach seiner Verheiratung wurde er arbeitslos und kam wieder in sein Heimatdorf. Er hatte von seiner Frau her etwas Geld, zunächst wollte er Land kaufen und wieder Bauer sein. Seine Frau aber, der Landarbeit ungun-

stig, bewog ihn zu einer anderen Lebensbasis. Er nahm eine Tankstelle, begann mit gelegentlichen Ausbesserungen an durchkommenden Wagen und fing eine kleine Fahrradhandlung an. Heute steht in seinem kleinen Laden als wertvollstes Verkaufsgut ein steuerfreies Motorrad, das einmal ein Bauernjunge kaufen soll. Es steht allerdings schon über ein Jahr dort, ohne bislang einen Käufer gefunden zu haben. Aber der wird schon kommen.

Sein Hauptverdienst kommt von einem ganz leichten Wagen, einem kleinen, schwachmotorisierten Lieferwagen, dem er einen sehr großen Aufschlag aufgebaut hat. Damit fährt er die Dörfler zur Stadt und bringt Butter und Eier zum Markt. Bis zu sechzehn Personen befördert er auf ein Mal!

Die merkwürdige Art seiner Existenz bringt es mit sich, daß er im Dorf für einen Mordäckerl gehalten wird, aber unter den Bauern zählt er dennoch nicht so ganz mit. Er selbst weiß nicht, daß es das ist, worunter er leidet. Jedenfalls spricht er selbst viel von „Geschäftsfrage“ und „Krisenercheinung“ und denkt weder gut von der Stadt, in der er keine Arbeit mehr hatte, noch gut vom Lande, in das er noch keine Wurzel schlagen konnte.

Wenn man des Abends durch die stillen Dorfstraßen geht, kommt man an seine hell erleuchtete Tankstelle. Es ist kaum zu glauben, wie stilllos sie dort steht und wie grell sie die Wirtschaftsweise ihres Inhabers beleuchtet.

Landvolk

Wenn ich wandern gehe über das eigene Land, lieb ich den Boden. Weiß, daß der wirsige Duft, den die Schollen des Aders mir senden, Kraft mir gibt und Gelundheit und Wollen.

Wenn ich dich grüße, du unermüdet schaffendes Landvolk,

seh ich in dich die Hoffnung auf Rettung des Landes!

Landvolk, länger schaffst du wie andre, unermüdet reißt Morgen und Abend bei dir sich zum Tag.

Landvolk, freies Volk, schaffst du und lachst du, wenn Menschen wollen gebieten dir, ob Arbeit und Zeit!

Landvolk, hartes Volk, halte die Scholle! Landvolk, freies Volk, lerne selber dich einen, daß dir der Scholle Segen nicht raubt böses Britenherd!

Daß dir die Freiheit nicht stirbt,

die dir Kraft gibt und Leben;

Daß deine Kinder auf Väterboden

segnen die Ähnen;

Daß dein Blut es einstens vermag,

uns zu erwerben — das deutsche Land!

Es spuckt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne Ziegler

6. Fortsetzung.

„Jeder unserer Gäste soll sich bei uns glücklich fühlen. Sorgen, Kummer, Streit, alles soll ihnen ferngehalten werden. Nicht nur der gute Bier mit seinem Nektar und den köstlichen Erfahrungen, die er in großen Hotels gemacht hat — bei uns ist er ja sicher — auch dieses bescheidene Fräulein Waldmüller...“

„Feldmeier!“ berichtigte Martin. Gina drückte mit dem linken Arm fünf oder sechs Rebawächeln, die sie eben von einer Wand abgenommen hatte, wie einen stacheligen Blumenstrauch an ihren Busen, während ihre Rechte aus dem Ausschnitt des Arbeitskleides einen zerknitterten Brief zutage förderte, den die Post am Morgen gebracht hatte. Martin hatte recht. Es war ein Fräulein Matilde Feldmeier, das in spitzen, spinnenbeinigen Schrittschlägen und ungeheuer höflichen Redewendungen ergebend bat, ihr für einen längeren Aufenthalt ein ganz bescheidenes Zimmerchen bereitzustellen. „Das ist nun eine Schwierigkeit“, überlegte Gina. „Von Dongern erwartet esklaffende Verpflegung und kann es auch für sein vieles Geld. Dies arme Subn aber will natürlich nicht viel zahlen. Soll sie nun dafür das gleiche bekommen? Ist das billig? Was meinst du, Martin?“

Der stand mit erhobener Art und studierte die Färbung des Wolkenhimmels. „Wir wollen es ihr gönnen“, meinte der archaisia. „Und außerdem —“

„Ich nur den Brief genauer an; schon die Schrift drückt Bescheidenheit aus. Solche Leute essen ja

fast gar nichts.“ Damit wandte er sich wieder seiner Arbeit am Bootssteig zu.

„Du hast recht, Martin“, erwiderte Frau Gina gerührt. „Wir wollen gut sein. Ich glaube, daß man hier gar nicht anders als gut sein kann! Schau den klaren See an, die hübschen Wiesen, die Unberührtheit der Berge — ist es nicht, als ob es hier weit und breit nichts Schlimmes geben könnte?“

„Au! Zum Teufel!“ schrie in diesem Augenblick Martin, dem es nicht völlig gelungen war, seine Aufmerksamkeit von der interessanten Beleuchtung ab und der wieder aufgenommenen Handtierung auszuwenden. Er ließ die Art fallen und führte die linke Hand, von der Blut tropfte, zum Mund. Gina schrie auf. Die Rebawächeln polterten zu Boden. „Schnell, laß dich verbinden! Wie gut, daß ich meine Hausapotheke mitgenommen habe!“ Aber es dauerte geraume Zeit, bis diese nützliche Sammlung im ganzen Hause gesucht und endlich unter einem zum Verbrennen bestimmten Haufen alter Zeitungen und Zigarrenkisten wiedergefunden war.

Martin mit einer von weißer Verbandsgaze bis zur Unkenntlichkeit umwundenen Hand schied vorerst als Handwerker aus. Da Gina es nicht vertragen, Mühsal zu leben, schickte sie ihn zur Landstraße hinauf, wo er das Postauto erwarten und Guttrune und Frieder nebst der dicken Zensi in Empfang nehmen sollte, die nicht mehr lange ausbleiben konnten. Schnell eilte sie dann wieder nach oben und spornete das Fannert, das, sich mit einer Haarnadel am Kopf kratzend, vor einem Spiegel stand, zu neuem Eifer an. „Schick!“ schickend lief eben in der Küche die Suppe über. Sie

flog wieder die Treppe hinunter, schob schnell den Topf beiseite und hörte eben noch das Getöse, mit dem der schwere, rotbraune Postwagen an der Ecke des Waldes verschwand. Wichtig kamen auch schon die Erwarteten den Wiesenweg herunter, und ihr Mutterherz schlug höher. Die dicke Zensi im schönsten Sonntagsstaat, in der einen Hand eine große Sushackel, führte an der anderen den sich widerwillig windenden Frieder. Dahinter schritt neben Martin und den Arm zärtlich in den des Vaters gelegt, die blonde Guttrune, abrett und lauber; „wie aus dem Ei geplatzt“, pflegte der ewig bewundernde Kurt zu sagen. Nun ja, der! Aber immerhin, wie brachte das Kind es nur fertig, immer so ordentlich auszusehen? Schuld bewußt fuhr Gina über ihr verzauhtes Haar und rüß sich die schmutzige Schürze ab, ehe sie hinaus-eilte, die Kinder mit Kuh und Umarmung zu begrüßen. „Wie geht es August?“ fragte sie dann. „Sehr gut aufgehoben“, versicherte die Schwester. „Onkel Adalbert wird ihn bis zu den Ferien behalten und hat versprochen, streng zu sein. Er läßt übrigens grüßen. Auch Kurt und Onkel Mohr ebenfalls. Aber wie hübsch es hier ist! Nicht wahr, Zensi?“ wandte sie sich an die treue Dienerin, die gelangweilt beiseite stand und schon ansina, beleidigt aufzuschneipen.

Gina beeilte sich, Veräurtes nachzuholen und schüttelte ihre biedere Rechte. „Es wird Ihnen schon gefallen“, versicherte sie, erweckte aber nur ein mitleidiges Lächeln. Zum Gefallen war für die Zensi schon wirklich gar nichts da: keine Leute, keine Kaufläden, kein Kino, nicht einmal ein recht-schaffener Bauernhof. Ein Glid, das eben Herr Krähuber auf dem Plan erziehen, der es im Interesse späterer Beziehungen für unerlässlich hielt, der Fräulein Köhlin seine ergebene Aufmerksamkeit zu machen. Ein Mann — wenn auch kein ganz junger mehr — das ließ die Lage weniger trostlos erscheinen. Und Zensi lächelte wieder.

Es waren erst wenige Tage, seit Ginas schöpferischer Geist begonnen hatte, das Chaos zu gestalten,

aber schon war man so weit, daß man auch einmal von seinem Werte verschauen und fast alles sehr gut finden konnte. Besonders seit Guttrunes Ankunft zeigten die Dinge eine merkwürdige Neigung, sich geordnet aneinander zu fügen, was selbst ihre Mutter kopfschüttelnd anerkannte. Ohne jede Genialität, aber methodisch und gewissenhaft, nahm sie Stück für Stück ihrer Arbeit vor, und die dicke Zensi, die bei Ginas prägnantesten Anordnungen schon beim Zuhören außer Atem kam, schruppte gebudlich hinter ihr her, glückselig, daß sie ihrerseits ihre Weisheit an das demütig auf ihr aufblühende Fannert weitergeben konnte.

Martin fand, er habe nun lange genug den Hausmeister, Dekorateur und Möbelpacker gespielt und frante endlich seine Malgeräte aus. Er brannte darauf, noch am selbsten Tage ein gewisses Wiesenstückchen, auf das besonders reizvolle Abendhatten fielen, im Bilde festzubalten. Aber kaum hatte er diesen Plan gefaßt, als er sich schon in seiner Ausführung gebindert sah. Unter Pfeifen und Tuten hoppelte langsam und vorsichtig ein doppelbemanntes Motorrad den allmählich eintrudelnden, aber um so rauheren Wiesenpfad herab. Als er auf die Diele hinaustrat, um Näheres zu erkunden, kam die sonst so geleichte Guttrune schon wie ein Wirbelwind, den Vater nicht achtend, die Treppe herabgestürzt. Er wußte genug: der unermeidliche Kurs! Das war nun einmal nicht anders, wenn man eine große Tochter im Hause hatte. Aber Kurt kam nicht allein; er hatte den alten Freund Mohr mitgebracht, der gleich ihm aufs höchste gespannt war, das „herrliche Landhaus“ zu sehen.

„Früher hättet ihr ja nicht kommen dürfen!“ rief Frau Gina, ihre ersten Gäste begrüßend. „Aber seit gestern hat die Sache ein gewisses Ansehen. Kommt nur gleich mit, die Führung kann sofort beginnen“, und sie schwenkte ihren staltlichen Schlüsselbund.

(Fortsetzung folgt.)